



Verklärung Christi: Lünette, Alte Pinakothek München, Francesco Torbido (gen. Il Moro)

Gottesbegegnung auf dem Berg

Predigt zum Fest der Verklärung des Herrn

Von P. Georg Fischer OT

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Es ist eine Besonderheit und ein Geschenk, daß wir unsere Jahrestagung an diesem Festtag halten können. Sein Evangelium begegnet uns nicht nur heute, sondern auch am Sonntag Reminiscere, die Epistel aus dem zweiten Petrusbrief freilich ist eine andere, die aber den besonderen Charakter des Festgeheimnisses noch einmal herausstreicht: Von keiner anderen Begebenheit seines irdischen Wirkens, abgesehen vom Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn hören wir so deutlich und übereinstimmend auch außerhalb der Evangelien wie von seiner Verklärung auf dem Berg und der Bestätigung seiner Sohnschaft durch den Vater. Wir sind nicht irgendwelchen klugen, ausgedachten Fabeln gefolgt, keinen Geschichten, die wir dann auch weiter erzählt hätten, wir sind vielmehr Augenzeugen gewesen seiner Herrlichkeit, seiner überirdischen Lebendigkeit, an der er uns hat teilhaben lassen, und wir lassen euch

darin teilhaben. Fast könnte man hier sagen: Wir sprechen vom Wort des Lebens. Jedenfalls ist die Ähnlichkeit zu den Worten, mit denen ein anderer Augenzeuge, Johannes, seinen ersten Brief einleitet, offenkundig. Unser Glaube ist kein Mythos, keine Erzählung aus einer Traumzeit, keine Heldensage, kein Halbgottepos – unser Glaube ist berührbar, erkennbar, erzählbar in allen Zeitaltern, in allen Menschenaltern.

Ich selbst durfte dies als kleiner Junge erleben, deshalb liegen mir dieses Fest und seine Texte auch so am Herzen, und je älter ich werde, desto mehr begreife ich, wie Gott hier sein Geheimnis offenbart, verständlich für alle, auch und gerade die Kleinen und doch unfaßbar, offen für ein immer tieferes Ausschöpfen der hinter dem Sichtbaren verborgenen je größeren Wirklichkeit.

Es war im Februar 1978 oder 1979, genau weiß ich das nicht mehr, ich war also sechs oder sieben Jahre alt und



P. Georg Fischer OT bei der Predigt

meine Eltern hatten uns zu einer Ferienwoche in den schneebedeckten Schwarzwald mitgenommen. Da gab es wirklich enorme Schneemengen, sehr viel mehr, als ich jemals zuvor zu Gesicht bekommen hatte, alles weiß und alles in der Morgensonne so hell, daß man schneblind werden konnte.

Es ist uns unmöglich, ohne diesen objektiven, überzeitlichen, lebendigen, gottgewirkten und gottdurchwirkten, gottgegenwärtigen Kult zu leben. Non possumus.



Evangelium beim levitierten Hochamt in St. Peter und Paul

In diesem Meer aus Weiß und Licht, erschien die dunkle Holzkirche, zu der wir an dem Sonntagmorgen unterwegs waren. Sie war, diasporabedingt, nicht groß, eher so eine Hütte. Und alles zusammengenommen, das Licht, die Schneeweiße, die Hütte, wohl auch die vertraute Geborgenheit in der Familie und im Kirchenraum fand sich verdichtet wieder im Evangelium. Das war echt, was da berichtet wurde, hier war es gut sein. Und als die Stelle kam, in der Petrus von den drei Hütten sprach, da hielt es mich in kindlicher Begeisterung nicht länger und sehr zur Freude meiner Eltern und des Priesters, nehme ich mal an, rief ich ein lautes „Jaaa!“ in den Kirchenraum.

Diese Art frühkindlichen Charismatismus ließ ich alsbald hinter mir, nicht aber den Glauben als solchen, der einerseits immer Gnade ist, aber die Natur voraussetzt, also sowohl einerseits die eigene Aufnahmefähigkeit und -bereitschaft, den Willen, eigene Erfahrungen im Licht des Glaubens zu deuten, als auch andererseits Menschen, die das weitertragen, was sie

selbst empfangen haben, keine klug ausgedachten Geschichten, sondern das Wort des Lebens - die Eltern, gute Priester, Menschen, die im körperlichen und seelischen Leid dennoch auf Gott hoffen - kurz gesagt also die Kirche, die die Herrlichkeit, die die Apostel und später die Zeugen der Auferstehung gesehen haben, durch die Jahrhunderte weiterträgt und so Säule und Fundament der Wahrheit ist.

Diese Weitergabe erfolgt dabei durch persönliches Vorbild, durch vom Glauben durchdrungenes Handeln, dann durch das mündliche Vermitteln der biblischen Berichte und die Ausdeutung dieser Berichte im Licht des eigenen Lebens. „Damals, als es mir nicht wirklich gut ging, da habe ich plötzlich Gott in meiner Nähe gespürt, ja gewußt.“ Schließlich auch durch schriftliches Zeugnis, etwa der Kirchenväter im Großen und in so manchem nur Gott bekannten Brief an die eigenen Kinder und Enkel im Kleinen.

Vor allem aber geschieht die Weitergabe des Glaubensgutes durch die Jahr-

hunderte in der Liturgie, durch den geordneten Kult der Kirche. Dieser ist der Garant, daß die fundamentalen Berichte und deren kirchliche Auslegung über das Handeln Gottes in dieser Welt, ja Gottes Handeln selbst jeweils gegenwärtig sind. An ihm richtet sich das kirchliche Volk in seiner Glaubenspraxis letztlich aus, weil die *lex orandi*, die *lex credendi* darstellt. Wer wissen will, was Sache ist und wer gleichzeitig Gott begegnen will, ganz objektiv und überzeitlich, nicht zeitgeistig-subjektiv, der wird das liturgische Handeln der Kirche nicht als Randnotiz auffassen, es wird ihm Quelle und Höhepunkt seines ganzen christlichen Lebens sein, denn auf diese Weise kann er sich einreihen in die Schar derer, die das Empfangene weitertragen, weil er selbst daran teilhat und durch seine Teilnahme den Nächsten teilnehmen läßt. „Amen, ich glaube“, vom Wort des Lebens spreche ich und im öffentlichen Kult der Kirche wir und alle, die vor uns schon daran geglaubt haben. Es ist ihm, es ist uns unmöglich, ohne diesen objektiven, überzeitlichen, lebendigen, gottgewirkten und gottdurchwirkten, gottgegenwärtigen Kult zu leben. Non possumus.

Wie aber können wir, sollen wir? Wie soll der Kult, das liturgische Weitergeben, das Gegenwärtigsetzen des Gottesgeheimnisses sein? Was soll uns als Richtschnur dienen?

Nehmen wir doch – was könnte naheliegender sein – die Texte des heutigen Festes. Erstens kommt das nicht von irgendwoher, nicht aus einem liturgischen Arbeitskreis, Institut oder Lehrstuhl, sondern aus der hl. Schrift. Desweiteren spricht es von unmittel-



Detail aus dem Altar des Nikolaus von Verdun im Kloster Neuburg (Österreich)

barer Gotteserfahrung, von Licht und Offenbarung und Verborgtheit, von göttlichem Wort, von Prophetie und Gesetz, von Anbetung und Furcht und Trost in der Furcht und der menschlichen Feststellung, daß es hier gut ist und von der Weitergabe alles dessen. Wie könnte man eine göttliche, gott- und menschengemäße Liturgie, einen wahren Kult besser beschreiben? Drittens beschreiben die Texte bei aller Begeisterung, die aus ihnen spricht, die erforderliche Nüchternheit im Umgang mit dem Heiligen, etwa im Gebot Jesu, erst nach seiner Auferstehung von dem Ereignis zu sprechen, das erst in diesem Licht richtig gedeutet werden kann. Es ist kein Budenzauber, der sich auf dem Tabor ereignet, sondern der Erweis der überzeitlichen Allmacht Jesu, die schon vor seinem Leiden, Sterben und Auferstehen bestand, aber für den Menschen erst hernach verständlich ist. Diese Allmacht Jesu besteht weiter, sie zeigt sich heute hier, sie wird gegenwärtig – und ist uns nur verständlich von Ostern her und der Zusage des Herrn, bei uns zu sein alle Tage bis ans Ende der Welt.

So ereignet sich auch heute hier kein Budenzauber, keine liturgische Show, keine vorübergehende Mode – nichts, was die Folge klug ausgedachter Geschichten wäre. Und derer sind zahlreiche. Kluge Geschichten und erhabene, wissend klingende Worte. „Tanz und Gebärde sind hier wichtige Ausdrucksformen in den verschiedenen Formen von Liturgie. Liturgischer Tanz beinhaltet die Bewegung von Körperteilen, die den Gottesdienst als Ausdruck der Hingabe begleiten.“ Da werden Altäre und Ambonen aus der Sichtachse

verrückt, um unsere tradierten Sehgewohnheiten zu brechen. Überhaupt Altar und Ambo im Kirchenraum. Flach, auf gleicher Ebene mit der Gemeinde und einander gegenüber stehen sie im Ellipsenmodell des Kirchenraums, damit es nicht eine gemeinsame Mitte geben soll, sondern eine leere Mitte, und zwei Pole, obwohl es bei einer Ellipse nicht Pole, sondern *foci* gibt. Eine Pfarrei in Nürnberg lobt sich allen Ernstes für ihren bi-polaren Communioraum. Vermutlich ist ihr dieser zumindest mißverständliche Ausdruck nicht selbst eingefallen, sondern einem echten Fachmann in liturgischen Dingen.

Bleiben wir kurz beim Altar. Ohne dem anschließenden Vortrag vorgreifen zu wollen: Wie kann ein Altar als Ort

der uns höchstmöglichen Gottesbegegnung erfahren werden? Als Tisch auf Augenhöhe, heruntergezogen auf meine Ebene oder als Ausdruck bereits der Erfahrungen des Alten Bundes und erst recht des Neuen Bundes vom Horeb bis zum Zion und von Tabor bis Golgotha auf der Höhe eines Berges liegend? Wir sind mit ihm auf dem Berg in Gegenwart seiner Herrlichkeit, und es hilft, das auch äußerlich zu erfahren, indem Stufen zum Altar hinaufführen, drei an der Zahl, die einen Hügel bilden und als die drei göttlichen Tugenden gedeutet werden können, über die wir zur Höhe der Gottesbegegnung schreiten können. Außerdem bringt man so noch Priester, Diakon und Subdiakon unter - wie praktisch und bedeutsam - drei Personen, wie



Kirchenraum im Communio-Stil (St. Franziskus, Bonn)



Levitiertes Hochamt mit Priester und Leviten auf unterschiedlichen Stufen vor dem Altar

auf dem Tabor zweimal drei Personen anzutreffen sind, wobei der Herr die eine und Petrus die Spitze der anderen Dreiergruppe bildet und so wiederum Göttliches und Menschliches gemeinsam, aber in ihrer jeweiligen Besonderheit tätig sind - Der Mensch in Ehrfurcht und Anbetung, Gott in Seiner Herrlichkeit und absoluten Majestät. Und wo in der Liturgie die menschliche Stimme des Priesters, der dem Herrn seine Stimme leiht den Sohn bezeichnet und ihn dadurch unter der Gestalt des Brotes gegenwärtig werden läßt: Das ist mein Leib – das ist auf dem Berg die Stimme des Vaters: Dieser ist mein geliebter Sohn, auf ihn sollt ihr hören. Wodurch wir auch erkennen, daß es einen inneren Zusammenhang gibt zwischen dem Empfang des Leibes Christi und der Bereitschaft, auf ihn zu hören, zwischen Glaubensgemeinschaft und Eucharistiegemeinschaft.

Überhaupt das Brot und seine Gestalt. Es gibt historisch keinen Zweifel, daß zur Meßfeier unterschiedliche Brotformen Verwendung fanden und finden. Gesäuertes und ungesäuertes

Brot war wandlungsfähige Materie und ist es immer noch. Aber die spezifische Form, die es in der lateinischen Westkirche gefunden hat, die ist nicht zufällig entstanden, sie ist Ergebnis



Initiale im Ranworth-Antiphonale (Norwich, England, 15. Jhd.)

*Wir sind ja nicht die Herren der Liturgie,
sondern Diener, Empfangende.*

eines Glaubensweges. Wenn auf dem Altar das höchste Wunder geschieht, wenn sich das Wesen des Brotes in das Wesen des göttlichen Sohnes verwandelt, müßten dann nicht auch zumindest ansatzweise die Akzidenzien des Brotes so beschaffen sein, daß sie den Blick auf den nach der Wandlung gegenwärtigen Herrn wenigstens nicht eintrüben. Kurz, müßte bei aller Gültigkeit der Materie nicht ein Brot Verwendung finden, das weniger alltäglich ist als ein Kanten Bauernbrot? Wenn der verklärte Leib des Herrn wie Licht erscheint und seine Kleider weiß wie Schnee, wenn Markus in seinem Evangelium noch hinzufügt, daß kein Bleicher auf Erden Kleider so weiß machen kann, wäre es dann nicht angezeigt, ein Brot zu verwenden, daß so weiß ist, wie ein Müller das Mehl nur eben feinsieben kann? Wie muß es den Glauben unserer Vorfahren, die ganz einfaches Essen und derbes Brot gewohnt waren, berührt haben, bei der Elevation eine schon nach irdischen Maßstäben so vollkommene, schöne und runde Brotsgestalt zu erblicken. Und berührt uns das noch? Oder nehmen wir Zuflucht zu einem Archäologismus, hier und in anderen Bereichen der Liturgie, weil man das angeblich so früher, ursprünglicher auch getan hat? Es gibt schon einen Grund dafür, daß die Dinge sich so und nicht anders entwickelt, oder besser überliefert haben. Wir sind ja nicht die Herren der Liturgie, sondern Diener, Empfangende. Selbst Paulus, immerhin Apostel, also ein bißchen mehr als Du und Ich, versteht sich als solcher. Er ist Experte in Glaubensdingen, aber gegenüber der Gemeinde in Korinth produziert er trotz aller Autorität nichts Eigenes für den Augenblick, sondern weiß sich



Roratemesse

auch hier an die Weisung des Herrn gebunden, weltliches Essen und Trinken vom Empfang des Leibes und Blutes Christi zu unterscheiden, denn letzteres und nur dessen würdiger Empfang ist Glaubensverkündigung und heilsam für die Gemeinde und den Einzelnen, alles andere führt zu Spaltung und Glaubensverfinsterung.

Wir aber streben nach dem Licht, wir wollen diesem Licht eine Hütte, ein *tabernaculum*, bauen, in unserem Herzen, mit dieser Gemeinschaft, in dieser Kirche. Wir empfangen und geben weiter. Und eine gute Tradition ist allemal in der Lage bei identischer liturgischer Handlung und trotz sich über die Jahrhunderte völlig wandelnden

äußeren Umständen, denselben Kern des Geglaubten deutlich zu machen. Denken wir nur einmal an die Tradition der Roratemessen. Da wurde und wird alles hervorgeholt, was brennen kann. Vor Jahrhunderten, in Zeiten ohne elektrisches Licht waren das die hellsten Messen des Jahres. Heute sind es die dunkelsten, aber damals wie heute zeigen sie auf das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, das an einem dunkeln Ort leuchtet, Trost gibt und Hoffnung in der Welt und auch in der Kirche dieser Tage bis der Morgenstern in unseren Herzen aufgeht, jener wahre Morgenstern, der in Ewigkeit nicht untergeht. Ihn wollen wir erwarten, auf ihn wollen wir hören. Amen.